

Prolog

In der zweiten Dekade nach Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) und über 40 Jahren nach dem Beginn der Bemühungen um Inklusion befinden sich Menschen mit Behinderung in Deutschland immer noch zum überwiegenden Teil in Sondereinrichtungen (z.B. Förderschulen, Wohnheimen, Werkstätten). Im Staatenbericht der UN zur Umsetzung der UN-BRK von 2023 wird darauf verwiesen, dass unser Land viel zu wenig in Sachen Inklusion insbesondere im Bildungsbereich unternimmt. Von rechtsradikaler Seite ist sogar das gesamte Projekt Inklusion infrage gestellt worden, zum Glück von breiten Protesten der Zivilgesellschaft beantwortet und kritisiert. Nach vielen Jahren der eigenen beruflichen Tätigkeit als Lehrkraft für Sonderpädagogik an unterschiedlichen Schulformen und als Wissenschaftler in der sonderpädagogischen Lehrkräftebildung an verschiedenen Universitäten stellt sich mir die Frage, warum in unserem Land nicht das gelingt, was in allen europäischen Nachbarstaaten und insbesondere in den skandinavischen Ländern längst Alltag ist: die umfassende und selbstbestimmte Teilhabe von Menschen mit Behinderung an Bildung und Gesellschaft im Sinne von Inklusion.

Möglicherweise liegt es daran, dass es in unserem konservativen Land einen grundlegenden Widerstand gegen jegliche Formen von Veränderungen gibt, sei es im Bildungsbereich oder im gesellschaftlichen Raum. Die Beharrungskräfte sind immer wieder so stark, dass es am einfachsten zu sein scheint, alles beim Alten zu lassen. Veränderungen schaffen Unsicherheit, Zwang zur Veränderung führt gar zu Widerstand. Ich habe in den letzten Jahren insbesondere im Bildungsbereich Menschen kennengelernt, die ihre gesamte Lebensenergie aufwenden, damit die Zustände so bleiben, wie sie sind, auch wenn sie noch so unzulänglich sind. Deshalb ist das Eintreten für

Veränderungen nicht nur im Bildungsbereich so ein zähes und mühsames, manchmal sogar zermürbendes Geschäft.

Vielleicht kommt die Aufrechterhaltung von Sondereinrichtungen für Menschen mit Behinderung weit weg von der Gesellschaft, nicht selten auf der »grünen Wiese« ohne Kontakt zum sozialen Umfeld, aber auch einem gesellschaftlichen Verdrängungsmechanismus entgegen. Es mag sein, dass viele Menschen nicht mit ihrer eigenen Verletzbarkeit und Angewiesenheit auf die Hilfe anderer konfrontiert werden wollen. Es wird lieber weggeschaut. So kann die eigene Hilfsbedürftigkeit, die wir als Kinder erlebt haben, und die zunehmende Zerbrechlichkeit als alter Mensch dem Vergessen anheimgegeben werden. Viele Menschen erleben es als Beschädigung ihrer eigenen Identität, wenn sie ihre Selbstbestimmungsfähigkeit aufgeben müssen und auf Hilfe angewiesen sind, und brechen deshalb in Tränen aus. Hier kann man z.B. von Menschen mit Behinderung lernen, mit Hilfe souverän umzugehen. Darin haben sie eine Stärke entwickelt.

Ein Hauptgrund für das Stocken der Inklusionsentwicklung liegt jedoch meiner Meinung nach in den erstaunlichen Beharrungskräften des Bildungssystems. Der deutsche Sonderweg des Aufbaus von eigenständigen Sonderschulen z.B. für alle Behinderungsarten hat zu einem differenzierten Sonderschulsystem geführt. Ganz knapp ist der Versuch aufgegeben worden, noch eigene Sonderschulen für Kinder mit Autismus-Spektrum-Störungen zu schaffen. Ist eine solches Sonderschulsystem erst einmal geschaffen, dann finden sich auch die Schüler:innen. Das haben alle Schulgründungen in diesem Zusammenhang gezeigt. Das wird ebenso an den höchst unterschiedlichen Zahlen von Schüler:innen mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf in den einzelnen Bundesländern deutlich, die schon einmal zwischen 4 % und 14 % schwanken können. Ich komme zu der Einsicht, dass wir es in den letzten Jahrzehnten nicht geschafft haben, das System der Sonderbeschulung und das mehrgliedrige Bildungssystem als Ganzes infrage zu stellen. Inklusion ist gewissermaßen ein zusätzlicher Zweig im Bildungssystem geworden, für den ebenfalls neue Schüler:innengruppen erschlossen werden. Die Zahl der Schü-

ler:innen mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf steigt im Zeitalter der Inklusion kontinuierlich an, zum Erstaunen vieler Verantwortlicher auf der bildungspolitischen Ebene sowie in der Wissenschaft und Forschung. Wir haben das System der separierenden Schulung im Grunde noch nicht angetastet.

So verwundert es nicht, dass Inklusion immer noch nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist, sondern eher im Bereich wissenschaftlicher Diskurse bleibt. Wenn Inklusion ähnlich wie in den skandinavischen Ländern oder in den USA gesellschaftlicher und bildungspolitischer Alltag sein soll, so ist dazu nicht weniger als ein demokratischer Umbau des Bildungssystems und eine gesamtgesellschaftliche Reform vonnöten. Dazu sollten zunächst einmal lieb gewordene Denkverbote aufgegeben werden – nach dem Muster »Geht nicht, weil ...« oder »Das haben wir ja noch nie so gemacht!«. Menschen mit Behinderung werden nach wie vor bei der Wahrnehmung ihrer Rechte so viele Steine in den Weg gelegt, dass sie nicht selten entnervt aufgeben und auf Leistungen, die ihnen gesetzlich zustehen, lieber verzichten. Deshalb ist es so wichtig, dass Menschen mit Behinderung endlich vermehrt in der Öffentlichkeit sichtbar sind und ihre Belange selbst in die Hand nehmen. Sie lassen nicht mehr andere für sich sprechen, sondern sprechen selbst in eigener Sache. Auch Künstler:innen mit Behinderung wie Schauspieler:innen, Maler:innen, Musiker:innen oder Kabarettist:innen wollen öffentlich wahrgenommen und mit ihren spezifischen Fähigkeiten ernst genommen werden. Das gilt ebenfalls für andere marginalisierte Gruppen, die aufgrund ihres Geschlechtes, ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer kulturellen Herkunft an den Rand gedrängt werden.

Inklusion berührt letztlich die Grundlagen unseres demokratischen Gemeinwesens. Demokratie bedeutet nicht, alle paar Jahre ein Kreuz auf einem Wahlzettel zu machen. Demokratie soll eine Lebensform sein. In demokratischen Gesellschaften soll idealerweise eine soziale Erfahrung möglich werden, an der alle teilhaben und zu der alle etwas beitragen können. Insofern sollten in einer demokratischen Gesellschaft wie der unseren andere Formen des Umgangs miteinander gelebt werden. Wir müssen lernen, aufmerksamer mit-

einander umzugehen. Dann könnten viele inklusive Momente der Begegnung und des Voneinander-Lernens entstehen. Wenn man sich diesen Anspruch an eine wirklich demokratische Gemeinschaft bewusst macht, wird rasch deutlich, wie weit wir davon noch entfernt sind.

Mit diesem Buch möchte ich gern das Thema Inklusion mitten in die Gesellschaft holen. Inklusion sollte alltägliche Erfahrung sein, beim Einkaufen, im Restaurant, bei der Arbeit und selbstverständlich ebenso in Kindertageseinrichtungen und Schulen. Anfangen müsste diese Reform im Bildungssystem. Wir sollen lernen, Demokratie auch im Bildungssystem als Lebensform zu praktizieren, um damit Inklusion möglich zu machen.

Dabei ist zunächst zu klären, wie inklusive Momente überhaupt zustande kommen (► Kap. 1). Es geht nicht nur um Teilhabe, sondern ebenfalls um Teilgabe und letztlich um Teil-Sein. Menschen, die behindert werden, wollen z. B. nicht nur großzügigerweise alle Rechte wahrnehmen können, die alle anderen Menschen wie selbstverständlich wahrnehmen. Sie wollen ebenfalls etwas einbringen, etwas geben. Diese Erfahrung wäre also noch zu machen, wirklich etwas voneinander zu lernen, damit alle teilsein können. Dies würde voraussetzen, dass wir das Verbindende zwischen Menschen suchen und nicht das Trennende, sondern gemeinsame Erfahrungen zulassen. Aus dem Voneinander-Lernen könnte so ein Miteinander und Für-einander entstehen.

Wollen wir solche inklusiven Situationen schaffen, so stehen wir vor der Aufgabe, auf die vielen unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse je nach Geschlecht, sozialem und kulturellem Hintergrund sowie nach individuellen Fähigkeiten offen einzugehen (► Kap. 2, 3 und 4). Auf diesem Wege können zukünftig Situationen entstehen, in denen alle willkommen sind und die Begegnung zwischen unterschiedlichen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bewusst als Reichtum angesehen wird.

Dazu ist es erforderlich, dass wir die Ressourcen in uns und in unserem jeweiligen Umfeld aktivieren. Diese Ressourcen kommen nicht von allein, man kann nicht bloß auf sie warten. Man muss sie

aktiv erschließen und Angebote für alle Sinne gestalten, damit Teilhabe gelingt (► Kap. 5). Damit sind jedoch keine Inseln gemeint, die isoliert von ihrer Umgebung ein ideales Umfeld schaffen. Vielmehr geht es darum, die sozialräumliche Einbettung von Bildungseinrichtungen bewusst zu entwickeln und vielfältige Kontakte zum Stadtteil und zur Gemeinde aufzubauen, so dass regionale Netzwerke geschaffen werden (► Kap. 6).

Auf diesem Weg könnte eine Gesellschaft entstehen, die im besten Sinne des Wortes »schöpferisch« wird und so in der Lage ist, die anstehenden Probleme in einer gemeinsamen Anstrengung kreativ zu lösen. Das zeigt sich gegenwärtig bereits in vielen kulturellen Projekten (► Kap. 7).

Bei all diesen Entwicklungen hat sich eine Ressource als vordringlich herausgestellt: die eigene Haltung der Beteiligten zum Umgang mit Unterschieden. Hier stehen wir alle vor der Aufgabe, unsere eigenen Grenzen zu entdecken, möglicherweise zu verschieben, in jedem Fall aber als Aufgabe zu begreifen. Grenzen beenden nicht das Handeln, sondern sie fordern es geradezu heraus (► Kap. 8). Letztlich geht es jedoch stets darum, in diesem Prozess neben den äußeren Barrieren die inneren, die Barrieren in den Köpfen und die eigenen Denkverbote zu überwinden. Inklusion wird unsere Sprache und damit unser Denken verändern.

Zum Abschluss möchte ich einen Ausblick in die Zukunft wagen und die konkrete Utopie einer inklusiven Gesellschaft entwerfen (► Kap. 9).

Jedes Kapitel wird mit einem Fallbeispiel begonnen, in dem die Lebenssituation eines Menschen und seine Form der Bewältigung kurz geschildert wird. Zum Schluss wird dieser Mensch jeweils selbst vorgestellt, wobei Überraschungen nicht ausgeschlossen sind. Jedes Kapitel endet mit einer Provokation im Sinne eines besonders herausfordernden Gedankens, der zum Weiterdenken und insbesondere zum Gespräch mit anderen anregen soll. Gerade weil Inklusion die Herausforderung einer Veränderung unseres Denkens bedeutet, habe ich die Form eines provokanten Essays gewählt.

Mein persönlicher Zugang zum Thema »Inklusion« basiert im Rückblick auf einer 40-jährigen Reise durch eine immer inklusiver werdende Landschaft. Ich war zehn Jahre als Lehrkraft für Sonderpädagogik in mehreren Sonderschulen tätig. Danach bin ich in die Ausbildung von sonderpädagogischen Lehrkräften gegangen und war Lehrstuhlinhaber für Sonderpädagogik mit dem Schwerpunkt Lernbehindertenpädagogik. Ich habe 30 Jahre wissenschaftlich gearbeitet. Inklusion war dabei stets mein Focus in Forschung und Lehre. Ich schreibe dieses Buch aus diesen praktischen Erfahrungen in unterschiedlichen Schulen und Universitäten. Auch in der Forschung war mir stets wichtig, inklusive Kindertageseinrichtungen und inklusive Schulen in unterschiedlichen Bundesländern und europäischen Nachbarländern zu besuchen und mit den dort tätigen pädagogischen Fachkräften sowie mit Eltern, Kindern und Jugendlichen ins Gespräch zu kommen.

Das vorliegende Buch ist deshalb aus der sonderpädagogischen Perspektive entstanden. Ich verstehne unter Sonderpädagogik eine »Pädagogik für besondere Bedürfnisse«. Mein Schwerpunkt liegt dabei auf Menschen mit Behinderung. Ich entscheide mich damit dafür, die Person in den Vordergrund zu stellen und nicht die Behinderung (*person-first language*). Behinderung verstehet ich als Behindert-Werden und nicht als Behindert-Sein. Mir ist bewusst, dass Inklusion noch sehr viel mehr Unterschiede zwischen Menschen umfasst. Gleichwohl ist es mir ein Anliegen, dass wir bei der anstehenden gesellschaftlichen Inklusionsentwicklung Menschen mit Behinderung nicht vergessen, weil andere Unterschiede zwischen Menschen wie kulturelle und soziale Herkunft, Alter und Geschlecht in den Vordergrund rücken. Menschen mit Behinderung haben aber ebenfalls eine kulturelle und soziale Herkunft, ein Alter und ein Geschlecht. Und sie sind die gesellschaftliche Gruppe, die nach wie vor besonders von Ausgrenzung bedroht ist.

Eberbach, im Oktober 2024

Ulrich Heimlich

1

Teilhabe, Teilgabe, Teilsein *Inklusive Momente*

I wie Initiative oder:

»Die Initiative zur Inklusion muss von den Beteiligten ausgehen!«

Die Ärzt:innen sagten Torstein Lerhol im Alter von acht Monaten voraus, dass er nicht älter werden würde als zwei Jahre und niemals laufen, sprechen, lesen, schreiben oder rechnen lernen könnte. Auch auf dem Bauernhof der Eltern in Vang (Norwegen) würde er nie helfen können. Doch die Eltern entscheiden sich, Torstein trotz alledem wie einen normalen Menschen zu behandeln. Sie lernen auf das zu schauen, was bei Torstein funktioniert. Und sie sorgen für Unterstützung im Alltag mit einer Haushaltshilfe, Physiotherapeut:innen und der Hilfe von Freund:innen. Im Alter von 32 Jahren hat Torstein Lerhol sein Lehramtsstudium mit einem Master in Geschichte abgeschlossen. Er arbeitet in der Gesundheitsfirma Aleris, die persönliche Assistenz anbietet, und leitet dort eine Abteilung mit 700 Angestellten. Er ist Mitglied im Gemeinderat von Vang und kandidiert im Jahre 2019 dort als Bürgermeister. Torstein Lerhol benötigt rund um die Uhr persönliche Assistent:innen, um all das zu bewältigen. Sie helfen ihm beim Essen, beim Schreiben auf dem Computer, bei Fahrten und bei Auslandsreisen. Er muss im Liegen transportiert werden. Seine Diagnose ist Spinale Muskelatrophie (MSA). Er bezeichnet sich selbst als »Steichholzausgabe des Glöckners von Notre Dame«. Und er fühlt sich gesund.¹

Inklusion ist in aller Munde. Aber was ist damit eigentlich gemeint? Wie so oft ist die Häufigkeit des öffentlichen Gebrauchs von Begriffen nicht immer ein Zeichen dafür, dass hier eine eindeutige Klärung vorliegen würde. Möglicherweise liegt das daran, dass Inklusion immer noch mit zahlreichen Denkverboten belegt wird, wie sie in der Prognose von Ärzt:innen oder im Urteil anderen Expert:innen beispielsweise über Menschen mit Behinderung zum Ausdruck kommen. Viele Eltern von Kindern mit Behinderung haben das schon einmal gehört: »Sie müssen sich damit abfinden, dass ihr Kind niemals ...« Und dann folgt – laufen, sprechen, lesen, schreiben usf. Wie so häufig haben sich im Laufe der Entwicklung noch viele Überraschungen eingestellt. Es wird nach wie vor zu sehr auf das geschaut, was nicht möglich scheint, auf die Schwäche, das Defizit und das Leid.

Inklusion eröffnet stattdessen die Chance, auf Schatzsuche zu gehen und nach Ressourcen zu suchen, die in uns selbst liegen oder in unserem Umfeld oder auch in den Ressourcen, die wir einander sein könnten. Gerade die Unterschiedlichkeit zwischen Menschen könnte so zu einer Bereicherung werden. Zu oft wird im Anders-Sein noch eine Bedrohung und die Abweichung von der Norm gesehen. Aber manchmal gelingt es, beim Spielen im Kindergarten oder auf dem Spielplatz, bei Projekten in der Schule oder bei der Kooperation am Arbeitsplatz oder bei kulturellen Veranstaltungen ein Gefühl von Gemeinsamkeit zu erfahren. Dann erleben wir die anderen nicht als störend, sondern können im Gegenteil von all dem profitieren, was die anderen einbringen, spüren ein gegenseitiges Wohlwollen und fühlen uns einbezogen.

Inklusion als Völkerrecht

Für Menschen mit Behinderung hat sich in dieser Hinsicht im Jahre 2019 etwas Grundlegendes geändert. In diesem Jahr unterzeichnete Deutschland die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Natio-

nen (UN-BRK)² und hinterlegte die Ratifizierungsurkunde bei den Vereinten Nationen in New York. Seither ist die UN-BRK in der Bundesrepublik Deutschland verbindliches Völkerrecht. In der Konvention wird Menschen mit Behinderung ein grundlegendes Recht auf Teilhabe und Selbstbestimmung zugestanden. Inklusion bekommt in der Folge die Bedeutung eines Menschenrechts. Dieses Recht gilt lebenslaufbegleitend und in allen Lebensphasen. Im Bereich der Bildung wird ein inklusives Bildungssystem auf allen Ebenen gefordert (Art. 24). Die Umsetzung der UN-BRK wird laufend überprüft und in Staatenberichten – zuletzt 2023 – zusammengefasst. Im Parallelbericht zum letzten Staatenbericht Deutschlands aus dem Jahre 2023, herausgegeben vom Institut für Menschenrechte in Berlin, wird Deutschland in den Bemühungen um die praktische Umsetzung des Menschenrechtes Inklusion kein gutes Zeugnis ausgestellt.³ Nach wie vor dominieren bei uns die Sondereinrichtungen wie Förderschulen, Werkstätten für behinderte Menschen und Wohnheime für Menschen mit Behinderungen. Die Maßnahmen zur Förderung der Inklusion lassen immer noch keine konsequente Umsetzung erkennen – und das mehr als zehn Jahre nach deren Inkrafttreten. Bei der Verabschiedung der UN-BRK im Deutschen Bundestag war die Mehrheit der Abgeordneten wohl der Meinung, dass in Deutschland schon viel für die Integration von Menschen mit Behinderung getan wird. Bei ersten internationalen Vergleichen dämmerte uns jedoch, dass mit dem neuen Leitbild der Inklusion mehr gemeint ist.

Von der Exklusion zur Inklusion

Aber was ist nun das Neue an der Inklusion? Das wird am ehesten verständlich, wenn wir z.B. einen kleinen Rückblick auf die Geschichte des Umgangs mit Behinderungen werfen. Im antiken Griechenland war es keineswegs gesichert, dass Kinder mit Behinderung die ersten Lebenstage überlebten. Selbst anerkannte Philosophen wie

PLATON (427/428 v.Chr.–348/347 v.Chr.) und ARISTOTELES (384–322 v.Chr.) waren nicht der Meinung, dass es eine moralische Pflicht gebe, Kinder mit Behinderung wie alle anderen Kinder zu versorgen und aufzuziehen zu lassen.⁴ Die Tötung von Kindern oder das Aussetzen von Kindern mit Behinderungen war damals keine Seltenheit. Bis hinein in das Mittelalter blieben Kinder mit Behinderung von der Gesellschaft und insbesondere von Bildungsangeboten ausgeschlossen. Sie wurden auf Jahrmärkten zur Schau gestellt und zum Betteln gezwungen.⁵ Wir sprechen in diesem Fall von einer *Phase der Exklusion*.

Im Zeitalter der Aufklärung lassen sich erste Versuche verzeichnen, Kinder mit Behinderung an Bildungsprozessen zu beteiligen. In der Regel ging das mit öffentlichen Veranstaltungen einher, in denen die Bildungsfähigkeit von Kindern mit Behinderung unter Beweis gestellt werden musste. Der Schriftsteller T.C. BOYLE hat beispielsweise in seinem Roman »Das wilde Kind«⁶ die Geschichte von Viktor, dem Wolfsskind, erzählt. Im Jahre 1797 wurde im Süden Frankreichs ein völlig verwahrlostes Kind gefunden und in eine Pariser Taubstummenanstalt gebracht. Dort erhielt es eine intensive Förderung, um zu belegen, dass auch in diesem Fall Bildung möglich ist. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass von solchen öffentlich bekannt gewordenen Bildungsversuchen Impulse ausgingen, um für Kinder und Jugendliche mit Behinderung ebenfalls ein Bildungsangebot zu entwickeln. Es entstanden erste Methoden zur Förderung, wie die Blindenschrift und die Lautgebärdensysteme für Kinder mit Hörbeeinträchtigungen.⁷ Allerdings war man seinerzeit noch der Auffassung, dass diese Förderung nur in eigenständigen Bildungseinrichtungen erfolgen könne. Deshalb nennen wir dies die *Phase der Separation*. In der Folge entstanden sowohl Heime für Kinder und Jugendliche mit Behinderung als auch eigenständige Schulen und Kindertageseinrichtungen. Auf diese Weise entwickelte sich ein eigenständiges System von Sondereinrichtungen. In Deutschland wurde dies noch nach 1945 zu einem differenzierten Sonderschulsystem weiterentwickelt, in dem es nahezu für jede Behinderungsart eine eigene Schule gab.